

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 43

Artikel: Stille Geschichte [Fortsetzung]
Autor: Niggli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 43 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 27. Oktober 1923

~ Lob der Toten. ~

Zum Allerseelen-Tag.

Von Isabelle Kaiser.

Es geht so rasch im Menschenreigen Es welkt der Strauß in deinen Händen, Die Opferschale bricht in Scherben,
Verloren deiner Schritte Spur, Das Gold zerfließt wie eitel Spreu, Der Sturm löscht deiner Sackel Licht,
Du nennst hienieden nichts dein Eigen Der Liebste kann sich von dir wenden . . . Der Quell versiegt — die Sterne sterben . . .
Als deine Toten nur! Die Toten nur sind treu. Die Toten sterben nicht!

~ Stille Geschichte. ~

Von Martha Riggli.

Marie hob den Kopf. Das schwarze Haar fiel ihr über Nacken und Schultern zurück, daß es ausah, als hätte sie unwillig das Haupt geschüttelt und hatte doch nur eine ihrer weichen Bewegungen getan. „Dann mag ich auch nichts bringen, das ich nicht selbst gefunden habe,“ antwortete sie. Die Mutter nickte zufrieden und der vorige Anflug einer Sorge, die ihrer hier arglosen Natur heute zum erstenmal gekommen war, war ganz aus ihrem Antlitz verschwunden. Aber Karl widersprach. „Ich habe dir noch nicht gesagt, wie es anders zu machen wäre, sondern dir nur den Punkt gezeigt, von dem aus du anders gehen mußt. Das darfst du morgen bei einer eventuellen Umfrage ruhig gestehen und kannst doch die Lösung für dich in Anspruch nehmen.“

Marie schwieg und auch die Mutter wollte nicht auf einer haarspalterischen Rechthaberei beharren. Einige Minuten blieb es still in der Stube. Marie hatte die Stirn in die Linke gestützt und das Lockenhaar fiel ihr wieder über Schultern und Hand. Karl schwieg, um sie nicht zu stören und ließ sich von der traulichen Müdigkeit dieser Stube und des Winterabends wohlighin einspinnen. Sie hatten zudem diesen Nachmittag daheim Besuch gehabt und es war Malaga eingeschenkt worden und er hatte auch davon bekommen. Nun saß ihm der süße Trank im Kopf und in den Knien und zauberte ihm sanfte, liebevolle Bilder vor. „Marie,“ sagte er, „wenn du so unter deinem schwarzen Locken sitzt wie unter einem Dach, so kommt mir in den Sinn, wie wir früher unter dem Weidenbaum saßen und Mann und Frau waren.“ Er saß noch immer in seinen

Stuhl zurückgelehnt, träumerisch lächelnd, und wußte nicht, daß er eine Ungehörigkeit begangen hatte.

Frau Zurlindens Antlitz überschattete sich zum zweitenmal. Doch gab sie sich Mühe, eine Sache, die ihr ernsthaft zu werden schien, ins Scherzhafte zu wenden und lachte. „Mach nur, daß deine Mitschüler solche kindische Vergleiche nicht hören. Maries Haare und ein Weidenbaum! Uebrigens könnte Marie dadurch Schaden leiden,“ setzte sie nicht ohne Absicht hinzu.

In diesem Augenblick hatte ihm das Mädchen, sei es aus Verwirrung, sei es, weil sie gerade in diesem Augenblick fertig geworden war, das Heft hingeschoben. Die Mutter beugte sich mit Karl darüber. Und dann faßte sie Karls Kopf und drehte ihn ganz nah heran, und ein Lächeln des Sieges und des Abscheus zugleich verbreitete sich über ihr Gesicht. „Was hast du denn heute getrunken?“ fragte sie, „du riechst ja sonderbar.“ Karl wurde glührot. „O, ein Glas Malaga,“ stammelte er, sich verteidigend, „wir hatten Besuch.“ Die Mutter, welche jetzt gerüstet war, ihr Kind zu verteidigen, fragte grausam: „Trinkt ihr denn Malaga aus Weingläsern?“

Die Frage war Karl ein Schlag mitten ins Gesicht. Er wußte wohl, daß im Büffet der Frau Zurlinden kleine, feingeschliffene Gläschen standen, aus denen sie gelegentlichen Besuchern Likör und Süßwein anbot. Aber sie hatten daheim keine solche Gläschen und die Mutter stellte die Weingläser auf.

Er erhob sich und Frau Zurlinden hielt ihn auch nicht zurück, sondern sagte mit einer angestregten Lustigkeit in der Stimme, die ihn veröhnen und zugleich ab-

schrecken sollte: „Du wirst jetzt wohl nicht imstande sein, Marias Rechnungen zu korrigieren. Geh zu Bett, kleiner Bub und komm morgen wieder, wenn du deine Käuse ausge schlafen hast.“

Als er gegangen war, sagte die Mutter: „Ein Plebejer wird von einem Glas Süßwein betrunken und verliert die Haltung.“

Marie packte ihr Schulzeug in die Mappe und man wußte wiederum nicht, hatte sie Mitleid mit dem Freund oder war ihr der ganze Vorgang gleichgültig.

* * *

Karl sollte im Frühling an eine Handelsschule der Hauptstadt übergehen. Er hätte es gerne gesehen, wenn Marie ebenfalls von zu Hause weggekommen wäre, etwa in ein Pensionat der französischen Schweiz, wie es Sitte war. Dann hätte er ihr hie und da einen Gruß, eine Karte senden dürfen. So lange sie unter der Aufsicht ihrer Mutter blieb, wagte er's nicht.

Er hatte bald nach jenem Vorfall im vorigen Winter wieder im Hause Zur Linden verkehrt wie sonst. Und doch nicht wie sonst. Etwas war geblieben und blieb.

Endlich hatte es doch den Anschein, als sollte auch Marie aus dem Mutterhause weggebracht werden. Frau Zur Linden hatte von ihres Mannes Seite her Verwandte, die in der Nähe Genfs ein großes und herrschaftliches Gut besaßen. Marie hatte in letzter Zeit blässer als sonst ausgesehen und dies änderte den ursprünglichen Plan, die Tochter noch ein oder zwei Jahre in der Enge und Einförmigkeit der Kleinstadt zurückzubehalten. Jenes Gut bei Genf schien gerade der rechte Ort für einen Luftwechsel zu sein, und nach einigem Hin und Her reiste die Mutter selber hin, um die Angelegenheit endgültig zu regeln.

Am zweiten Tage ihrer Abwesenheit kam Karl ins Nachbarhaus herüber. Marie war im Garten und sah nach, ob die Krokus schon stoßen wollten, denn es war März und man hatte schon warme Tage. Sie wanderten eine Weile zwischen den Beeten hin und her, setzten sich auch auf einen Augenblick in die kahle Laube; aber dann fröstelte Marie und sie gingen ins Haus.

Marie machte sich in der Stube zu schaffen, während Karl bekommen in einem Lehnstuhl saß. Er war zum erstenmal mit Marie allein im Hause und er empfand, daß das etwas Verbotenes war.

„Warum sollst du denn nicht in eine Schule gehen?“ fragte er, an das Gespräch im Garten anknüpfend.

„Ich soll reiten und Rad fahren lernen, mich überhaupt viel im Freien bewegen und turnen, denn Mutter sorgt sich um meine Gesundheit.“

Karl sah vor sich hin. „So, so, reiten und Rad fahren?“ murmelte er. „Das tut hier niemand. Und wer lehrt dich denn das?“

„Es hat Söhne und Töchter dort,“ entgegnete sie, „auch immer junge Eleven aus der Verwandtschaft und Bekanntschaft, welche die Landwirtschaft erlernen sollen, damit sie nachher auf ausländische Güter gehen können.“

„Und scheust du dich denn nicht vor so vielen Menschen?“

Sie besann sich einen Augenblick. „Ach nein, sie wollen mir ja nichts zu leide tun.“

„Und gehst du denn gern und lernst du das alles wirklich gern?“ fragte Karl eindringlich.

Sie besann sich wieder auf die ihr eigene Weise, ehe sie die Antwort gab. Dann sagte sie: „Gern? Ich weiß nicht. Mutter wünscht es so und alle Leute haben vor Mutter Respekt.“

„Ja,“ brach er aus, zum erstenmal seine Leidenschaft verratend, „und weil alle Leute Respekt vor ihr haben, so hast's auch du und hast nie einen eigenen Willen.“

Sie sahen sich beide erschreckt, ja entsetzt an, als hätten sie gewagt, ein unberührbares Heiligtum zu berühren. Karl war aufgeprungen und faßte nun ihre Hände. Sie zitterten beide und es rang sich endlich aus seiner tiefsten Seele los: „Du mußt nicht immer nur tun, was andere wollen. Du mußt manchmal auch tun, was du willst.“ Sie entzog ihm ihre Hände und er wagte nicht, sie länger festzuhalten. Und die frevelhaften Worte durchzitterten die Stube.

Marie machte Licht. Die frühe Dämmerung war herein gebrochen. Karl lehnte am Fenster. Er wußte nicht, sollte er gehen oder bleiben. Die Glocke ertönte. Er ging hinunter, um nachzusehen. Es war Frau Zur Linden, die schon am zweiten Tage wieder zurückkehrte. „Ah, du bist da,“ sagte sie freundlich, „und leistest Marie Gesellschaft. Das ist recht. Ihr werdet ja nun bald genug auseinanderkommen.“ Karl empfand dieselbe Beim wie damals bei der Geschichte mit den Likörgläsern. Er sagte, er sei eben drauf und dran gewesen, aufzubrechen und sei auch erst vor kurzem gekommen. Sie nickte in immer gleicher Freundlichkeit. „So komm morgen wieder, wenn ich mich von meiner raschen Reise ausgeruht habe; dann will ich euch erzählen.“

Sie verschloß die Haustür hinter ihm. Als sie oben ihre Tochter umarmte, spürte sie deren Aufatmen und sie schloß daraus, daß in ihrer Abwesenheit Worte gesprochen worden waren, die nicht hätten gesprochen werden dürfen. Doch ging sie in ihrer Vermutung gerade nur so weit, wie es eben der Wahrheit entsprach und freute sich nun, daß sie in Genf so rasch und günstig abgeschlossen hatte.

Eine halbe Stunde später saßen sie sich beim Nachtessen gegenüber. „Du wirst nun in eine andere Umgebung kommen,“ sagte Frau Zur Linden, „in eine Umgebung, die größer, freier, lebendiger, sozusagen weltmännischer ist als unsere eintönige hier. Und wenn dir manches fremd und seltsam vorkommt, so denke, daß dies ungefähr die Verhältnisse sind, in denen deine Mutter aufgewachsen und in denen sie das geworden, was sie jetzt ist.“

Marie sah die Mutter an und die Bewunderung, die sie für sie hegte, schaute schen aus ihren Augen. Es konnte nichts Besseres geben als so zu werden wie die Mutter war, eben so, wie es sonst keine andere Frau gab.

„Ich werde mir gewiß Mühe geben,“ sagte sie, mehr, um einfach zu antworten als um ein besonderes Versprechen abzulegen. „Aber,“ setzte sie hinzu, „hier war es doch auch schön.“

„Das bestreite ich auch nicht,“ entgegnete die Mutter, „aber du bleibst nicht immer Kind und ich wünsche, daß du dich deinem Stande gemäß entwidelst. Wenn wir hier lebten, so geschah es nur, um unser Vermögen zu schonen, das nicht bedeutend ist. Aber das entscheidet nicht, sondern,

was den Ausschlag gibt, das sind Familie, Herkommen, Erziehung, Tradition. Das macht zum Beispiel der Unterschied aus zwischen uns und den Tuchhändlersleuten drüben.“

„Aber es sind doch gute Leute,“ entgegnete Marie.

„Gute Leute!“ Die Mutter lächelte. „Jeder ist gut, der nicht lügt, stiehlt oder sonst ein Verbrechen begeht. Wir wollen einmal sagen: Es ist achtbar, wenn man ehrsam lebt und von Generation zu Generation ein Vermögen zusammen spart. Es sind gute Leute, aber sie sind arm-selig, karg, fahl, freiheitslos, Und es gibt auf Erden Größeres als das.“

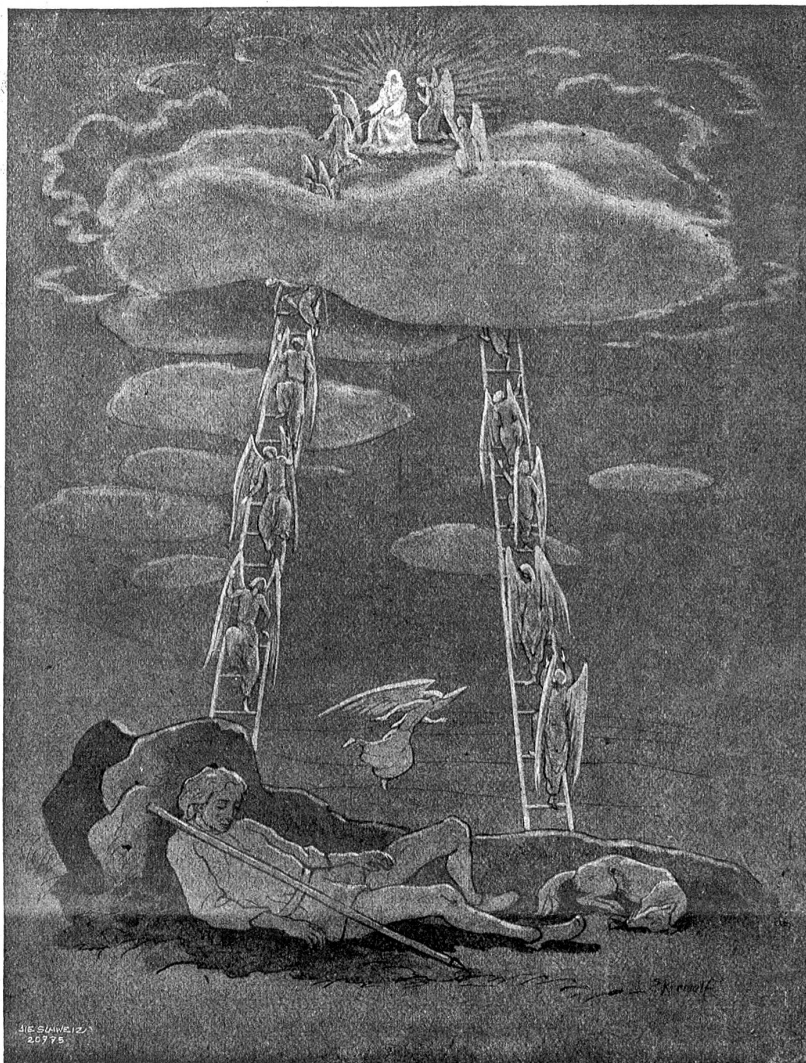
Marie vermochte nichts zu erwidern und die Mutter plauderte in diesem Sinne weiter und redete wie zu einem erwachsenen und lebensreifen Menschen. Marie begriff und begriff doch nicht ganz und obwohl sie nicht daran dachte, sie könnte ihre Mutter auch nur in einem einzigen Punkt widerlegen, so wagte sie doch noch einmal, ihre Freunde zu verteidigen und sagte: „Karl soll einmal weite Reisen machen, nach England und Holland gehn und auch nach Amerika. Kleinlich sind seine Eltern nicht.“

Die Mutter lächelte wieder, freundlich, gütig. „Und wenn er zurückkommt, steht er hinter dem Ladentisch und mißt Wolle und Leinen aus und seine Frau verkauft an den Markttagen den Bäuerinnen Strumpfgarn.“

Dann erhob sie sich unvermittelt, sagte, sie könnten morgen noch alles Nähere besprechen, Marie solle abtragen und dann wollten sie zu Bette gehn.

Am andern Morgen begab sich Frau Zur Linden mit ihrer Tochter sogleich zu Schneiderin und Weißnäherin und bestellte diese auf bestimmte Zeiten in ihr Haus. Bevor sie heimkehrten, wählte sie im Tuchladen gegenüber einige Stoffe aus, ließ sich auch die Seidenmuster geben, wozu der Stoff erst aus der Hauptstadt bezogen werden mußte, denn Seide führte man hier nicht auf Lager, und sagte endlich, Karl könnte am Nachmittag oder morgen alles miteinander bringen, da sie es etwas eilig hätten und nicht warten könnten.

Die Tuchhändlerleute grüßten sehr demütig, schickten aber am Abend doch den kleinen Auslaufungen, den sie für solche Dienste angestellt hatten. Karl ließ sich nirgends blicken. Er kam erst, als nach ein paar Tagen die Nähmaschine im Hause ratterte und er annehmen konnte, weder mit Frau Zur Linden noch mit Marie allein sein zu müssen. Er sagte, daß er sich für die Prüfung in der Hauptstadt tüchtig vorzubereiten habe und deshalb wenig Zeit übrig habe. Frau Zur Linden lobte ihn und sagte, er würde gewiß ein tüchtiger Mensch und Bürger werden



Ernst Kreidolf: Jakobsleiter.

und das Geschäft seiner Eltern ehrenhaft weiterführen. Darauf sagte er, er müsse jetzt wieder gehn, er habe noch zu arbeiten.

Er sah Marie nicht mehr allein. Sie reiste einige Tage bevor er in die Hauptstadt übersiedelte. Als er ihre Hand in der feinen hielt, hätte er wieder sagen mögen: „Du mußt manchmal auch tun, was du willst.“ Aber das konnte er nicht sagen und er wußte auch, daß sie immer nur tun würde, was Andere, Stärkere wollten, wenn auch ihre dunkeln Augen eine andere Sprache redeten.

(Fortsetzung folgt.)

Tod und Leben.

Dein Weg sei gerade oder krumm,
Du kommst nicht um das Tor herum,
Dahinter Kreuz an Kreuz sich reiht.
Doch selig, wem die Götter schenken
Die Kraft, die doch ihm Dauer leiht:
Sich in das Trübste zu versenken,
Sich durch den Tod hindurchzudenken!

H. Thurow.